



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Das neue Exerzierreglement für die Infanterie

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Das neue Exerzierreglement für die Infanterie



Die Einführung einer neuen Vorschrift für die Ausbildung der Infanterie, der Hauptwaffe im Heere, hat auch die Aufmerksamkeit solcher Kreise erweckt, die sich nicht von Berufs wegen mit militärischen Angelegenheiten befassen. Schon seit längerer Zeit war man sich in der Armee und außerhalb darüber klar, daß das Exerzierreglement von 1888, das mit geringen Änderungen bis jetzt bestanden hat, in vielen Punkten nicht mehr genügte. Selbstverständlich dachte man in der Armee nicht im entferntesten daran, die altbewährte stramme preussische Exerzierdisziplin aufzugeben, wie das hier und da in der Literatur gefordert wurde, die sich manchmal nicht genug tun konnte an Spott und Hohn auf den angeblich übertriebenen Paradedrill. Man weiß im Heere viel zu gut, was für ein wertvolles Erziehungsmittel die straffen Griffe und der Exerziermarsch auch heute noch sind, wenn auch einzelnes davon entbehrlich wurde und wegfallen konnte zugunsten der Ausbildung der Truppe für das Gefecht.

Wer die Truppenübungen in den letzten Jahren verfolgt hat, dem wird nicht entgangen sein, daß sich allmählich die Ausbildung geändert hat. Das schulmäßige Exerzieren des Bataillons, das früher einen großen Zeitraum in Anspruch nahm, ist in den letzten Jahren bis auf das Einüben weniger notwendiger Formationen verschwunden; die geschlossenen Bewegungen der Regimenter und Brigaden gehören ebenfalls der Vergangenheit an. Bataillons-, Regiments- und Brigadeexerzieren dienen neuerdings fast ausschließlich zum Üben des Gefechts, die eigentliche Exerzierschule findet in der Kompanie ihren Abschluß. Auch die eigentliche Gefechtsausbildung hat neuen Anforderungen gerecht werden müssen, an die das Reglement von 1888 noch nicht gedacht hat.

Das ist durchaus natürlich. Mitte der achtziger Jahre wurden die Mehrladegewehre erfunden und eingeführt, in der deutschen Armee zuerst das aus dem Modell 71 (Mausergewehr) umgeänderte Modell 71/84. Wenig Jahre

später gelang es durch die Erfindung des rauchlosen Pulvers und die Anwendung kleiner Gewehrkaliber in Verbindung mit verbesserten Mehrladecinrichtungen dem Gewehr eine so vergrößerte Tragweite und Trefffähigkeit zu geben, daß eine vollständige Umwandlung aller Gefechtsformen die Folge sein mußte. In Deutschland wurde das „Gewehr 88“, das alle diese Verbesserungen aufwies, eingeführt und etwa 1890 an die Truppen ausgegeben.

Diesen neuen Anforderungen sollte das jetzt ungiltig gewordne Exerzierreglement für die Infanterie gerecht werden. Die Zeiten, wo geschlossene Bataillone auf dem Schlachtfelde vorgehn konnten, waren vorüber, und so betonte das Reglement von 1888, daß in Zukunft der Schützen Schwarm die „Hauptkampfform“ der Infanterie sein müsse. Über die Wirkungen der neuen Waffen auf dem Schlachtfelde gab es aber damals noch keine Erfahrungen. Was man auf Schießplätzen sah, ließ erkennen, daß zwar die Leistungen der neuen Waffen gegen die der frühern bedeutend gesteigert waren, daß aber diese großen Leistungen auch eine viel sorgsamere, gründlichere Ausbildung des Mannes zur Voraussetzung hatten. Wie weit diese Ausbildung unter den seelischen Eindrücken des wirklichen Kampfes wirksam bleiben würde, was also die Waffe im Ernstfalle leisten würde, darüber konnte man damals nur Vermutungen haben. So konnte das Reglement von 1888 für das Gefecht nur Grundsätze geben. Die Formen, in denen sich das Gefecht abspielen sollte, wurden im allgemeinen festgelegt, aber für ihre Anwendung ließ das Reglement einen weiten Spielraum, der nur von einigen Gesichtspunkten aus geregelt werden konnte. So war zum Beispiel für den Angriff schon damals der Grundsatz ausgesprochen worden, daß es darauf ankomme, mit starken Schützenlinien so nahe an den Gegner heranzugehn, daß man von dem eignen Feuer eine vernichtende Wirkung erwarten könne. Sobald sich diese Wirkung geltend mache, sobald die „Feuerüberlegenheit“ errungen sei, dürfe es für die Schützenlinie und alle hintern Staffeln nur noch das Streben nach vorwärts geben, um schließlich den Feind im Sturme aus seiner Stellung hinauszurufen, ein Grundsatz, den sich die Japaner angeeignet haben, und der nichts von seiner Giltigkeit eingebüßt hat. Aber wie sich alles dies im einzelnen abspielen würde, darüber gingen die Ansichten weit auseinander. Die Heeresleitung hatte das Vertrauen zu der Tüchtigkeit der Offiziere, daß diese, wenn ihnen die musterhaft knapp und klar gegebenen Grundsätze in Fleisch und Blut übergegangen sein würden, in der Wirklichkeit des Kampfes die richtigen Mittel und Wege schon finden würden. Sie verzichtete deshalb darauf, den Offizier durch schematische Vorschriften zu binden, von denen sich nicht voraussehen ließ, ob sie sich bewähren würden. Ein gesperrt gedruckter Satz im Reglement untersagte „jede weitere Schematisierung des Angriffsverfahrens“. Hierin ließ man sich im deutschen Heere auch später nicht irre machen, obwohl die Forderung nach einem „Normalangriff“ stellenweise laut genug erhoben wurde, und obwohl in andern Armeen, zum Beispiel in der französischen, ein bis ins einzelne fest-

gesetztes Kampfverfahren eingeführt wurde. Jedenfalls hatte das deutsche Verfahren den Vorteil, daß die Armee nicht dazu kam, sich mit einem gegebenen Schema bequem zu beruhigen, sondern der weite Spielraum, den das Reglement ließ, nötigte zu immer neuen Versuchen, das Problem des Infanteriekampfes zu lösen. Wie eifrig daran gearbeitet worden ist, zeigen die zahllosen Aufsätze in Zeitschriften und Broschüren, die sich mit diesen Fragen befaßt haben, und die Mannigfaltigkeit der Bilder, die die Übungs- und Manöverplätze seither geboten haben.

Manche Offiziere wollten nur mit einem gewissen Widerstreben der Schützenlinie das Recht der „Hauptkampfform“ einräumen und wollten, wenn sie auch der Schützenlinie die Arbeit des Feuerkampfes zuwiesen, doch die eigentliche Kraft und den Impuls zum Angriff in dem Vorstoß möglichst starker zurückgehaltener geschlossener Reserven sehen. Man fürchtete dabei wohl, daß in den losen Schützenlinien der Einfluß der Führer nicht stark genug sei, um diese im feindlichen Feuer zum Vorgehen zu veranlassen, eine Befürchtung, die öfter mit dem Hinweis damit begründet wurde, daß das Reglement von 1888 mancherlei althergebrachte Exerziermanöver, die als Mittel der Erziehung zur Disziplin hoch eingeschätzt wurden, der erweiterten Gefechtsausbildung geopfert hatte. Alle diese Ansichten, auch die gerade entgegengesetzten, die besonders in der Literatur ihre Vertreter fanden und teilweise bis zu der Behauptung gingen, der Angriff sei überhaupt ein Ding der Unmöglichkeit, konnten nur durch die Erfahrungen des wirklichen Krieges berichtigt werden.

Diese brachte zunächst der Burenkrieg, bei dem sich anfangs die Engländer infolge ihres rücksichtslosen Draufgehens, trotz aller ihrer sehr anerkanntswerten Tapferkeit, einige empfindliche Niederlagen holten. Die Engländer haben in ihrer Presse das deutsche Gefechtsverfahren, dem sie gefolgt seien, für ihre Mißerfolge verantwortlich gemacht. Das ist sicher ein unberechtigter Vorwurf, wenn auch zugegeben werden muß, daß damals auf vielen deutschen Exerzierplätzen Gefechte zur Darstellung kamen, in denen der Wirkung der modernen Schußwaffen nicht ausreichend Rechnung getragen wurde. Man darf aber auch nicht vergessen, daß die Darstellung eines Infanteriekampfes auf dem Übungsplatz zu den allerschwierigsten Aufgaben der militärischen Ausbildung gehört. Der Truppe muß das Streben, nach vorwärts und an den Feind heran zu gehen, anezogen werden, und so kommt es bei Friedensübungen leicht dahin, daß der Angriff zu einem durch kurze mit Schießen ausgefüllte Pausen unterbrochenen Heranlaufen an den Feind wird, während in Wirklichkeit der Feuerkampf stundenlang dauert, und sich nur hin und wieder den Schützen die Gelegenheit bietet, in einem Sprunge dem Feinde ein Stückchen näher zu kommen.

Immerhin gaben die Erfahrungen aus dem Burenkriege einen Maßstab zur Beurteilung der Wirkung des modernen Infanteriefeuers. Nur war eine gewisse Vorsicht bei der Anwendung dieser Erfahrungen geboten. Denn die Geländeverhältnisse des Kriegsschauplatzes, die Stärken der beiden Gegner und

vieles andre wichen von allem, was ein europäischer Krieg bieten konnte, sehr weit ab; außerdem konnte man wohl bezweifeln, ob man die Schießleistungen einer Bevölkerung, die wie die Buren von Kindheit an die Büchse in der Hand hatte, mit denen eines europäischen Heeres würde vergleichen können. Eins nur bewies der Burenkrieg für alle, die dieses Beweises noch bedurften, auf das schlagendste: die Erfolglosigkeit der strengen Defensiv, auf die sich die Buren bei der Mangelhaftigkeit ihrer militärischen Organisation beschränken mußten. Trotzdem die englischen Angriffe glänzend abgewiesen wurden, wurden die Engländer durch ihre Niederlagen doch nie ins Herz getroffen, wie es hätte geschehen können, wenn die Buren ihrerseits zum Angriff und zur Verfolgung übergegangen wären. So konnten die Engländer das, was ihnen das erstemal mißlungen war, später besser vorbereitet wiederholen. Sie haben wieder einmal bewiesen, daß der Erfolg im Kriege dem gehört, der dem Gegner zu Leibe geht und ihn anpackt.

Es galt nur die Mittel zu finden, die dem Angriffe trotz allen weittragenden Schnellfeuerwaffen die Möglichkeit des Gelingens geben konnten. Die Frage, auf die es dabei ankam, wie es möglich sei, eine freie, vom feindlichen Feuer bestrichne Strecke ohne allzugroße Verluste zu durchschreiten, versuchte man damals mit der sogenannten Burentatik zu lösen, d. h. man ging mit dünnen lichten Schützenlinien, die sich in einem Abstände von mehreren hundert Metern folgten, gegen den Feind vor. Kam die vorderste Linie so nahe heran, daß ein weiteres Vorgehn ohne große Verluste nicht mehr möglich war, so warf sie sich nieder und wurde von den nachfolgenden Schützenlinien nach und nach so weit verstärkt, daß sie ein wirkungsvolles Feuer eröffnen konnte, mit dessen Hilfe sich einzelne Teile immer näher an den Feind „heranarbeiteten“. So hoffte man allmählich die „Feuerüberlegenheit“ und damit die Möglichkeit zu gewinnen, den Feind im letzten Sturm-anlauf aus seiner Stellung hinauszuerwerfen. Dieses Verfahren hatte neben mancherlei Vorteilen auch große Nachteile; vor allem den, daß die zuerst vorgehenden Schützenlinien lange Zeit dem Feinde gegenüber in der Minderheit ausharren mußten und so einem Feuer ausgesetzt waren, dem sie nichts Gleichartiges entgegenzusetzen hatten. Um diese und andre Nachteile zu vermeiden, versuchte man auch das Vorgehn über solche besonders gefährliche Geländestreifen in die Dunkelheit zu verlegen, oder die eignen Schützen suchten sich durch Kriechen auf dem Boden dem Auge des Feindes zu entziehen. Das Reglement von 1888 stand allen solchen Versuchen durchaus nicht im Wege. Es schrieb sogar ausdrücklich vor, daß die normalen Formen anstandslos aufgegeben werden mußten, sobald die Wechselfälle des Gefechts dies verlangten.

Der ostasiatische Krieg bot zum erstenmal Gelegenheit, die Wirkungen moderner Bewaffnung und Taktik in einem Kampfe zu beobachten, dessen Bedingungen denen eines europäischen Krieges im wesentlichen gleichen. Die

Japaner haben ihrer Ausbildung eingeständnermaßen die Grundsätze des deutschen Reglements zugrunde gelegt, und diese haben sich mit ihrer Freiheit von jedem Schematismus in den Händen des allerdings militärisch hoch begabten japanischen Volkes glänzend bewährt. Der ostasiatische Krieg hat wieder den Beweis geliefert, daß der Angriff auch heute noch die einzige zur Entscheidung drängende und führende Form des Kampfes ist, und daß er für eine gut ausgebildete, gut schießende und vor allem von dem Willen zum Siege beseelte Armee noch ebenso gut möglich ist wie zur Zeit Friedrichs des Großen oder Napoleons. Allerdings weicht der Verlauf eines solchen Kampfes weit von dem ab, was noch der Feldzug von 1870/71 gezeigt hat. Das Gefecht stellt heute viel größere Anforderungen an die untern Führer und an den einzelnen Mann. Diese Entwicklung der Kampfweise ist die folgerichtige Fortsetzung der Entwicklung der Kampfweise in den letzten anderthalb Jahrhunderten. Friedrich der Große kommandierte seine Schlachten bis ins einzelne selbst, er setzte jedes Bataillon selbst an, die Generale waren in der Schlacht nicht mehr als Führer solcher Bataillone und streng an die Ausführung der gegebenen Dispositionen gebunden, der einzelne Soldat war nur Maschine; nur ganz ausnahmsweise, zum Beispiel bei Torgau, hat der große König größere Teile des Heeres unter das einheitliche Kommando eines Generals gestellt und zur selbständigen Lösung eines Auftrags verwandt. Die Schlachten Friedrichs des Großen suchten darum die Ebne, das offene freie Gelände auf, wo der Feldherr sein Heer übersehen und einheitlich leiten konnte. Was unter dem Könige die Ausnahme gewesen war, wurde in den Revolutionskriegen und zur Zeit Napoleons die Regel: die Heere wurden zum einheitlichen Kommando zu groß, das Gelände begann seinen zwingenden Einfluß auszuüben: während der eine Teil des Heeres in der Ebne kämpfte, mußte sich ein anderer mit Wäldern, Ortschaften und hügeligem Boden abfinden. Das nötigte dazu, die Front des Heeres zu teilen, jedem Teile konnte nicht mehr ein bindender Befehl gegeben werden, sondern an dessen Stelle trat ein Auftrag, der das zu erreichende Ziel angab, die Wahl der Mittel aber dem Führer überließ. Dazu gehörte aber weiter, daß dem Führer eines solchen Teils für den Verlauf des Gefechts, der nun gar nicht voraus zu übersehen war, alle Waffengattungen, die er brauchen konnte, Infanterie, Kavallerie, Artillerie, technische Truppen und schließlich auch Trains und Kolonnen, mitgegeben wurden. So entstand die Division und aus der Zusammenfassung mehrerer Divisionen zu einem größern Heereskörper das Armeekorps.

Mit dem weitem Anwachsen der Heere infolge der allgemeinen Wehrpflicht wuchs die Bedeutung der Selbständigkeit dieser Heeressteile und ihrer Führer. Napoleon, der diese Organisation der Massenheere, der Gros bataillons, zu einem gefügigen Werkzeuge geschaffen hatte, mußte es selbst erleben, daß ihm die Erziehung seiner Marschälle zu wirklichen Feldherren nicht gelungen war. Sie waren „Schlachtenmarschälle“ und als solche befähigt, in der Schlacht ihre

Korps zu führen, sobald sie wußten, was der Kaiser von ihnen erwartete, aber sie versagten meist, sobald sie sich selbständig ihre Aufgaben suchen und auf eigne Verantwortung im Interesse des Ganzen handeln mußten. Im Jahre 1813 war Napoleon genötigt, gegen die verschiedenen Heere der Verbündeten Teile seines Heeres selbständig abzuzweigen, und immer wurden diese geschlagen, so Dubinot bei Großbeeren, Macdonald an der Ragbach, Ney bei Dennewitz usw. An der Unfähigkeit seiner Marschälle, auch außerhalb des Schlachtfeldes und ohne unmittelbare Weisungen zu handeln, ist der Kaiser 1813 bis 1815 wesentlich mit gescheitert. In diesem Sinne hat die preußische Armee unter König Wilhelm das militärische Erbe des Soldaten Napoleon angetreten, während in der französischen Armee das Verständnis für die großen Traditionen des Kaisers erlosch. Generale wie die preußischen von 1870, z. B. Konstantin von Alvensleben, der ohne Zaudern die ungeheure Verantwortung für den Angriff bei Bionville auf seine Schultern nahm und der Armee damit den größten Dienst erwies, der überhaupt in dieser Lage möglich war, solche Führer — und die Feldzüge von 1866 und 1870 haben noch viele ähnliche gezeigt — hat weder die Armee Napoleons des Ersten noch die Napoleons des Dritten aufzuweisen. Diesen Geist der Selbständigkeit und der Verantwortungsfreudigkeit dem Offizierkorps zu erhalten, ist das eifrigste Streben des Königs gewesen. Das Vertrauen auf das Offizierkorps rechtfertigte es auch, ihm im Jahre 1888 ein Reglement in die Hand zu geben, das frei von Schematismus für das Gefecht nur leitende Grundsätze enthielt, deren Anwendung für jeden Fall der Einsicht der Führer überlassen bleiben mußte.

Der ostasiatische Krieg hat nun gezeigt, daß die Bedeutung der untern Führung im modernen Kampfe noch viel größer ist, als es das Reglement von 1888 zum Ausdruck gebracht hat. Die Wirkung der modernen Schußwaffen macht eine sorgfältige, raffinierte Ausnutzung des Geländes notwendig. Wie weit man diese treiben kann, haben die Japaner gezeigt. Für den einen Schützenzug, der ein Getreidefeld vor sich hat, kann ein ganz anderes Verhalten nötig und nützlich sein als für den danebenliegenden, der ein Rübenfeld vor sich hat, sogar innerhalb desselben Zuges, derselben Gruppe kann eine Furche, ein Erd- oder Steinhäufen ein verschiedenartiges Verhalten der Schützen herbeiführen. So wird es verständlich, wenn das neue Reglement in seinem ersten Satze betont, daß es „Vorschriften“ für die Ausbildung und „Gesichtspunkte“ für das Gefecht der Infanterie gebe, und gleich darauf fortfährt: „Der Krieg fordert eiserne Mannszucht und Anspannung aller Kräfte. Im besondern verlangt das Gefecht denkende, zur Selbständigkeit erzogene Führer und selbsthandelnde Schützen, die aus Hingebung an ihren Kriegsherrn und das Vaterland den festen Willen zu siegen auch dann noch betätigen, wenn ihre Führer gefallen sind.“

Eine Besprechung aller einzelnen Neuerungen des Reglements würde den Rahmen dieser Arbeit weit überschreiten. Es sei nur nochmals betont, daß die

Grundsätze des Reglements von 1888 nirgends verlassen worden sind. Wer also glaubt, daß an die Stelle der altbewährten Straffheit eine mehr legere Ausbildung treten werde, wird sich getäuscht sehen. Allerdings wird das schulmäßige geschlossene Exerzieren bedeutend eingeschränkt zugunsten der Ausbildung in der geöffneten Ordnung. Die Exerzierschule findet endgiltig ihren Abschluß in der Kompagnie. Der Bataillonskommandeur führt sein Bataillon durch Befehle an die Kompagnieführer. Nur ausnahmsweise kann er das Bataillon einheitlich unter sein Kommando nehmen. Die Exerzierformationen der Kompagnie sind in viel höherem Maße als früher dem Bedürfnisse des Gefechtsfeldes angepaßt: sie sind elastischer geworden, Abstände und Zwischenräume sollen immer dem Gelände angepaßt werden, alle Formationen bieten die Möglichkeit raschen Drehens und Entwickelns in jede mögliche Front. Die schulmäßige Ausbildung des Schützen ist eingehend behandelt. Nur bei der allersorgfältigsten Einzelausbildung kann es gelingen, den selbsthandelnden Schützen heranzubilden, den das moderne Gefecht verlangt. Darum sind hier alle Künsteleien vermieden worden, überall wird die Sache, der zu erreichende Zweck, über die Form gestellt.

Der zweite Teil des Reglements, „das Gefecht“, lehrt die Anwendung der im ersten Teile „der Schule“ gelernten Formen. Da im Gefecht die Infanterie zwar die Hauptwaffe ist, aber in der Regel in Verbindung mit den andern Waffen handelt, so geht der zweite Teil des Reglements über die ausschließliche Behandlung des Infanteriegefechts weit hinaus. Er gibt Anweisungen für die verschiedenen Arten der Gefechte, für die verschiedensten möglichen Lagen, ohne die Entschlußfreiheit des Führers einzuengen. Was auf den 54 kleinen Oktavseiten dieses Teiles gesagt ist, ist in seiner Knappheit und Klarheit schlechtweg mustergiltig, es sind keine blassen theoretischen Abhandlungen, sondern kurze scharfe Grundsätze, die wohl oftmals als Binsenwahrheiten erscheinen könnten, aber doch keine sind, denn sie sollen dem Offizier und dem Soldaten völlig zum geistigen Eigentum werden und sollen ihm eine Stütze bieten, damit er unter dem Drucke der schwierigsten Lagen, die auf einem Menschen lasten können, einen einfachen klaren Entschluß fassen und danach handeln kann. Alles Schematisieren wird verworfen und bei jeder Gelegenheit das verantwortungsfreudige Handeln betont, aber auch in die richtigen Grenzen gewiesen. An einer Stelle heißt es: „Die Selbständigkeit der Unterführer darf nicht zur Willkür werden“, an einer andern: „Die Verantwortungsfreudigkeit wäre falsch verstanden, wenn sie darin gesucht würde, eigenmächtige Entschlüsse ohne Rücksicht auf das Ganze zu fassen oder gegebne Befehle nicht peinlich zu befolgen und ein Besserwissen an die Stelle des Gehorsams treten zu lassen“, und etwas weiter: „Alle Führer müssen sich bewußt bleiben und ihren Untergebenen einprägen, daß Unterlassen und Verschümmnis eine schwerere Belastung bilden als Fehlgreifen in der Wahl der Mittel.“

Der Krieg verlangt Männer, und wenn Friedrich der Große auf dem Standpunkte stehn konnte, nur der Offizier habe Ehrgefühl, bei der canaille

sei keines — uns erscheint bei dem Heere von Roßbach und Leuthen dieses Urteil zu hart und pessimistisch —, so ist bei den Armeen der allgemeinen Wehrpflicht das Ehr- und Pflichtgefühl jedes einzelnen Mannes die wichtigste und letzte Stütze für den Erfolg. Als vor einigen Jahrzehnten die Fragen der neuen Bewaffnung und der neuen Kriegsweise in der militärischen Welt lebhaft besprochen wurden, erschien unter dem Titel: „Drill oder Erziehung“ eine Schrift eines hohen österreichischen Offiziers, in der die Frage erörtert wurde, ob es nicht an der Zeit sei, an Stelle des seither beliebten Drills eine mehr individuelle Erziehung des Soldaten treten zu lassen. Kaiser Wilhelm der Erste, dem die Schrift auch vorgelegt wurde, kritisierte sie in seiner feinen ruhigen Weise, indem er die Feder nahm, auf dem Titel das Wörtchen „oder“ ausstrich und „und“ dafür hinschrieb. So wollte er es in seiner Armee gehalten haben, und so ist auch der einzige Weg, auf dem sich die hohen, gewaltig hohen Ziele erreichen lassen, die das neue Reglement der Armee gesteckt hat. Denn die Erziehung zur Selbsttätigkeit, zum guten Willen ist immer wichtiger geworden, je weniger weit der unmittelbare Einfluß des Offiziers im Gefecht reicht. Sie ist aber auch schwerer geworden. Und hier kann sich keiner, der es mit der Zukunft unsers Vaterlandes ernst meint, der Sorge erwehren. Unser Offizierkorps steht gewiß noch auf der Höhe trotz allem, was darüber geredet und geschrieben worden ist, aber das Material, das es zur Hingebung an das Vaterland und zum Willen zum Siege erziehen soll, bringt leider mehr und mehr einen Geist mit, der von vornherein nicht geneigt ist, sich der erziehenden Arbeit der Armee willig zu unterwerfen. Die sozialdemokratische Hezarbeit tut ihre Wirkung und leider ziemlich ungestört. Es gibt Leute, die für jeden nur ein überlegnes Lächeln haben, der von einer sozialdemokratischen Gefahr redet. Unser Heer sei durch und durch gesund. Gott sei Dank ist das buchstäblich wahr. Es ist auch kein Wunder, daß es der Sozialdemokratie nicht gelungen ist, im Heere zu revolutionieren. Zur Unzufriedenheit hat der Soldat ja auch nicht die mindeste Veranlassung. Er braucht für nichts zu sorgen: er erhält Wohnung, Kleidung, Nahrung, für seine Gesundheit wird gewissenhaft gesorgt, seine Behandlung ist zwar streng, aber äußerst wohlwollend trotz der paar Mißhandlungsfälle, die der Reichstag mit breitem Behagen erörtert. Über die Strapazen des Dienstes helfen ihm die jederzeit mögliche Aussprache mit den Kameraden und die Scheu, sich vor diesen zu blamieren, hinweg. Weshalb sollte er unzufrieden sein?

Aber man täusche sich nicht. Diese Leute sind vor ihrer Einstellung größtenteils durch eine Schule gegangen, in der ihnen systematisch der Glaube an alle Ideale, an Gott und Vaterland genommen worden ist, in der ihnen der Geistliche und der Lehrer als Narr oder Betrüger, der Offizier als alberner Menschenschinder in eindringlichsten Farben hingemalt worden sind. Gewiß schwinden bei den meisten in der frischen Luft des Dienstes im aktiven Heere diese Eindrücke wieder, und das Vertrauen ist berechtigt, daß das Heer seine

ganze Schuldigkeit tun wird, wenn die sozialdemokratische Partei einmal eine Revolution versuchen sollte. Die Parteiführer werden das selbst wohl genau wissen. Aber ist die Gefahr für das deutsche Volk darum nicht vorhanden? Wenn der aktive Soldat erst in das Leben zurücktritt, wenn Not, Enttäuschungen und die Kämpfe, die keinem Menschen erspart bleiben, an ihn herantreten, ob dann der Idealismus, den ihm die Erziehung im Heere zu geben versucht hat, standhält? Wenn schon ein steter Tropfen den Stein höhlt, wie sollte dann das Gift nicht wirksam sein, das die sozialdemokratische Agitation über ihn eimerweise ausgießt, noch dazu ohne Scheu, öffentlich und unter dem Schutze der Gesetze des Staates, den sie verderben will! Dem kann nur der Widerstand leisten, dem Gottesglaube und nationales Ehrgefühl tief im Herzen sitzen. Wer diese aber einmal verloren hat, in den Jahren, in denen sich der Charakter bildet, und das ist wohl meist vor dem zwanzigsten Jahre, der findet sie später nicht wieder, am allerwenigsten unter den Einflüssen, denen das deutsche Volk in unsrer Zeit ausgesetzt ist.

Unsre Schlachten im nächsten Kriege schlägt aber nicht das aktive Heer, sondern das ganze deutsche Volk, und — das vergesse man nicht — die genialste Heerführung, die glänzendste Organisation und Bewaffnung werden uns nicht zum Siege führen, wenn nicht in der Schützenlinie Männer ihre Arbeit tun, die in der Brust den Idealismus finden, der ihnen Kraft gibt, den furchtbaren Eindringen Widerstand zu leisten, die dort auf sie einstürmen. Das Volk wird im nächsten Kriege siegen, das den festen Willen zum Siege und die sittliche Kraft dazu mitbringt. Gebe Gott, daß unser Volk diese Prüfung, die früher oder später einmal kommen wird, besteht.



Geheime Verhandlungen mit Rom unter dem Ministerium Manteuffel

Von Heinrich von Poschinger



urch eine kürzliche Veröffentlichung aus dem Nachlasse des bekannten Geheimagenten Staatsrat Georg Klindworth haben wir das erste Wort gehört von den Verhandlungen, die dieser 1853 im Auftrage des Ministerpräsidenten Freiherrn von Manteuffel mit dem Zwecke in Rom einleitete, in den kirchenpolitischen Fragen einen bessern modus vivendi zwischen der preussischen Regierung und dem Heiligen Stuhl zustande zu bringen. Wir sind in der Lage, auf Grund einiger geheimer Dokumente noch etwas mehr Licht über die kirchenpolitische Mission Klindworths zu verbreiten. Eine besondere Wichtigkeit legte der